

tion („Menschenrechtsübereinkommen zur Biomedizin“) des Europarats, die von der Bundesregierung bislang nicht unterzeichnet wurde. Während der Bonner Philosoph *Ludger Honnefelder* (Mitglied des Europarats-Lenkungsausschusses für Bioethik) trotz etlicher Bedenken für eine Zustimmung Deutschlands zur Konvention plädierte, warnte der SPD-Abgeordnete *Robert Antretter* davor, nicht ohne die Verbesserungen während der

Erarbeitung des Textes anzuerkennen. Ein Beschluß war vom ZdK in dieser Sache nicht zu fassen. Aber die so engagiert wie kompetent geführte Debatte über die Probleme der Biomedizin war ein verheißungsvolles Signal für die weitere Arbeit des Zentralkomitees: Es muß ihm vor allem darum gehen, christliches Zeugnis durch nüchterne Sacharbeit glaubwürdig und in der Öffentlichkeit präsent zu machen. *U. R.*

(Wortlaut: Documentation catholique, 1.12.96, S. 1016 ff.) – ist das Ergebnis eines dreijährigen Erarbeitungsprozesses. Zusammen mit einer Arbeitsgruppe hatte der Bischof von Angoulême, *Claude Dagens*, einer der ausgewiesenen Theologen unter den französischen Bischöfen, auf der Vollversammlung 1994 hierzu eine erste Ausarbeitung vorgelegt, die auf erhebliches Interesse stieß (vgl. HK, Januar 1995, 13 ff.).

Die beiden Untertitel des Schreibens deuten die Spannung dieser Weiterentwicklung an: Schon vom Genus her handelt es sich nun um einen anderen Text – es wurde ein „Brief an die französischen Katholiken“ daraus. Zugleich blieb es aber, was es von Anfang an war: ein von Dagens und seinen Mitarbeitern erstellter Bericht – mit etwas andersgelagerten Schwerpunkten, die Grundanliegen der ursprünglichen Fassung aber unverändert.

Zu den wichtigsten und überzeugendsten Teilen des Briefes gehören diejenigen, in denen sich die Autoren um eine ungeschminkte, realistische Darstellung der Präsenz des Glaubens in der französischen Gegenwartsgesellschaft bemühen (Überschrift des ersten Kapitels: „Unsere Lage als Katholiken in der Gegenwartsgesellschaft verstehen“). Dem gesamten Projekt ging es vor allem darum, Deutungen der (schwierigen) Gegenwartssituation, die die Ursachen einzelnen innerkirchlichen Entwicklungen zuweisen und womöglich in eine Fundamentalopposition gegenüber der Gegenwartskultur verfallen, argumentativ etwas entgegensetzen.

Die Ursachen für die gegenwärtig erlebte Krise habe im letzten nicht damit zu tun, daß „bestimmte Gruppen von Katholiken den Glauben verloren hätten oder den Werten der christlichen Tradition den Rücken kehren würden“. Die Krise sei das Ergebnis einer ganzen Reihe von „sozialen und kulturellen Veränderungen“, die „schnell, tiefgreifend und weltweit“ wirkten.

Grundlegendes Lebenswissen, wie es von den großen Traditionen ausgehe, erlebe gegenwärtig eine Krise. Die „Elementar-Grammatik humaner Exi-

Frankreich: Brief der Bischöfe an die Katholiken

Drei Jahre haben die französischen Bischöfe an einem Text gearbeitet, den sie Ende 1996 als „Brief an die französischen Katholiken“ veröffentlichten. Der Bischofskonferenz gelang damit, was seit langem von ihr erwartet wurde: eine konzeptionelle und gegenwartsanalytische Grundsatzklärung, auf die hin sich kirchliches Handeln beziehen läßt.

„Die französischen Katholiken befinden sich heute auf der Suche nach ihrem Standort“ – so lautete der Schlüsselsatz eines Referates von Kardinal *Pierre Eyt*, dem Erzbischof von Bordeaux, das dieser Mitte April in der Katholischen Akademie in München hielt. Auch wenn der Papstbesuch vom vergangenen Herbst aus Anlaß des Jubiläums der Chlodwig-Taufe positiv verlief (vgl. HK, Oktober 1996, 509 ff., 535) – zurück bleibt der Eindruck, daß die Beziehungen zwischen Kirche und Gesellschaft bzw. Kultur in Frankreich gefährdeter sind denn je.

Positiv, aber nicht unkritisch zur Gegenwartskultur

Der französische Katholizismus realisiert, wie sehr er an kultureller Prägnanz verliert. Praktizierende Katholiken erfahren sich zunehmend als Minderheit in dem katholisch geprägten Land. Der dramatische Strukturwandel auf der Ebene der Pfarreien kon-

frontiert mit nachhaltigen Veränderungen an der kirchlichen Basis, die verkräftet sein wollen (vgl. HK, April 1997, 175 f.). Der Fall Gaillot wirkt unter den Bischöfen nach – für die Französische Bischofskonferenz war er wie eine „Verwundung“ (Eyt).

Von daher ist es mehr als verständlich, wenn Frankreichs Kirche in letzter Zeit vermehrt Bemühungen um *Selbstvergewisserung* unternimmt. Große Bedeutung kommt in dem Zusammenhang einem Text zu, der auf der letzten Vollversammlung der Französischen Bischofskonferenz im November 1996 in Lourdes verabschiedet wurde (vgl. HK, Dezember 1996, 645) und auf den man sich in den letzten Monaten wiederholt bezog. Für die Kirche in Frankreich ist dieser Text zu einem viel zitierten und diskutierten Referenztext geworden. Aus ihm läßt sich ablesen, wie ein gewichtiger Teil des französischen Episkopates über die gegenwärtige religiös-kirchliche Lage denkt.

„Proposer la foi dans la société actuelle“ – so der Titel des Dokuments

stanz“ werde neu geschrieben: ob es der Geschlechterunterschied sei, die unterschiedlichen Rollen von Vater und Mutter oder alles, was mit Geburt und Tod zusammenhänge. Sich auf Traditionen und überlieferten Bräuchen auszuruhen, reiche nicht aus, „persönliche Aneignung“ müsse ermöglicht werden.

Der Brief der Bischöfe ist um ein positives Verhältnis zur modernen Gegenwartskultur bemüht. Betont wird von ihnen ein gerade nicht immer schon negativer, sprich: kämpferisch antikirchlicher Begriff des Laizismus, sondern ein innerlich bejahter und für unverzichtbar gehaltener Laizismus, wie er sich „nach mehr als einem Jahrhundert kultureller und politischer Entwicklung“ herausgebildet habe.

Wort- und Begriffsschöpfungen haben die – zuweilen auch nur erhoffte – Eigenschaft, ein Anliegen gut unterscheidbar auf den Punkt zu bringen und damit die öffentliche Diskussion zu bestimmen. Wie schon der Dagens-Bericht bedient sich auch der Brief der Bischöfe dieses Mittels. Mit den Begriffen „proposition“ bzw. „proposer“ ist Dagens eine Wortprägung gelungen, in der sich sein Anliegen auf anschauliche Weise verdichtet. Ob als Verb oder als Substantiv – mit proposition / proposer (vorschlagen, einbringen) wird auf eine *neue Beziehung* zwischen Kirche und Glauben einerseits und Gesellschaft andererseits gezielt, ist eine den heutigen Verhältnissen angemessene Methode der Glaubensverkündigung gemeint.

„Proposition“ – das heißt: Was in der Vergangenheit von einer mehrheitlich katholischen Bevölkerung allgemein befürwortet und verlangt wurde, muß heute eigens eingebracht, vorgeschlagen, angeboten werden, ist inzwischen Gegenstand *individueller Entscheidung*. Was bisher allenfalls weiterzuführen war, muß nun ausdrücklich *gewollt* sein und *gefördert* werden. Man kann nicht mehr auf das traditionelle Erbe und die kulturelle Prägung setzen, es kommt auf die *persönliche Aneignung* an.

Das dritte Kapitel (Titel: „Eine Kirche bilden, die den Glauben einbringt“)

knüpft unmittelbar an die Themen des ersten an. In ausdrücklicher Abgrenzung zu anderen gängigen Auffassungen von „Evangelisierung“ reklamiert der Brief einen eigenen Ansatz für sich. Die bisherige, für breite Teile der Kirche in Frankreich kennzeichnend gewordene „pastorale de l'accueil“ müsse ergänzt werden durch eine „pastorale de la proposition“.

Offen gegenüber pluralisierter Religiosität

Anliegen einer „pastorale de l'accueil“ sei es, mit den Menschen in Kontakt zu treten und für diejenigen offen zu sein, die mit ihren Wünschen und Erwartungen kommen. Um nun weder das Glaubensgeheimnis zu „verschleiern“, noch auch den Menschen etwas abzuverlangen, das sie nicht verstünden, müsse eine „pastorale de la proposition“ hinzutreten. Die Kirche müsse *selbst die Initiative ergreifen* und die Menschen dazu einladen, Christus in den Sakramenten zu begegnen.

An dieser Stelle schließt das neue Konzept an eine für die Kirche in Frankreich kennzeichnende, zuweilen schmerzlich erlebte Diskussion vor allem der 80er Jahre an. Den vermeintlichen Gegensatz von „doktrinaler Sicherheit“ und „Aufmerksamkeit für die gelebte Erfahrung“ bemühen sich die Bischöfe zu überwinden. Die Auseinandersetzung zwischen den Befürwortern einer „sicheren Lehre“ und den Anhängern einer „aktiven Präsenz in der Gesellschaft“ sei im Begriff, von den Verhältnissen überholt zu werden. Die lehrmäßige Vertiefung des Glaubens sei im allgemeinen eng verbunden mit dem Wunsch, der Mission der Kirche zu dienen: „Theologische und die Lehre der Kirche betreffende Bildung erscheint nicht wie ein abgetrennter, mehr oder weniger eigenständiger Bereich, sondern als für das Wachstum des Glaubens und der Kirche lebensnotwendig.“

Gegenüber dem ersten „Bericht Dagens“ neu hinzugekommen ist ein Kapitel, in dem die Bischöfe den Versuch

einer „Konzentration auf das Wesentliche“ der Glaubensaussagen unternehmen. Vor dem Hintergrund einer religiösen Lage, die sie gleichermaßen gekennzeichnet sehen von Indifferenz der Religion gegenüber wie auch „vielfältigen Ausdrucksformen religiösen Bedürfnisses“, arbeiten sie Spezifika des christlichen Glaubens heraus, die genau diese Situation treffen sollen.

Die französischen Bischöfe zeigen sich zum einen offen und wenig ängstlich gegenüber einem pluralisierten Interesse an Religion. Realistischerweise gehen sie davon aus, daß Katholiken kein Monopol auf den Gottesglauben hätten. Zum anderen loten sie aus, an welchen Punkten Menschen heutige mit traditionellen christlichen Glaubensaussagen angesprochen werden können: etwa das Anliegen, die „Sache Gottes“ und die des Menschen nicht dualistisch auseinanderzureißen; die Wiederentdeckung religiöser Wirklichkeit unter dem Stichwort des Mysteriums; die Neuheit des Gottes Jesu im Unterschied zu deistischen Gottesvorstellungen; der Umgang mit dem Bösen in der Welt; der Versuch, Glaube und Ethik stärker aufeinander zu beziehen; die Verbindung von richtig verstandener Autonomie und Gemeinschaftsbezogenheit.

Keine nostalgische Erinnerung

Ergänzt wurde der Brief gegenüber dem ersten Bericht von Bischof Dagens durch ein insgesamt angehängt wirkendes Schlußkapitel mit dem Titel „Auf dem Weg zum dritten Jahrtausend“. Mit ihm wird der Brief in den Kontext der vor allem von Johannes Paul II. angestoßenen Vorbereitungen auf das Jahr 2000 hineinzustellen versucht, ohne daß dies die Systematik des ganzen Briefes auf nennenswerte Weise tangieren würde.

Mit „Proposer la foi dans la société actuelle“ liegt ein Dokument vor, das sich in weiten Teilen auf der Höhe der religionssoziologischen wie theologischen Diskussion befindet. In den europäischen Bischofskonferenzen dürfte es gegenwärtig wenig Vergleich-

bares geben. Es ist ein entschlossener Versuch, in einer als zerklüftet und pluralisiert erlebten kirchlich-religiösen Lage zusammenzuführen und Konsens zu bilden.

Der Brief wurde von einer großen Mehrheit der französischen Bischöfe angenommen. Ob sich wirklich jeder Bischof diesen Argumentationstyp zu eigen gemacht hat, ist eine andere Frage. In seinem Münchener Referat brachte Kardinal Eyt den Inhalt des Briefes mit einer Bewegung in Verbindung, die er als „Neuevangelisierung“ bezeichnete. Im „Brief an die französischen Katholiken“ kommt dieser Begriff jedoch nicht vor.

Aufmerksam erwartete man in Frankreich auch, auf welche Weise sich der Papst in den Ansprachen vor den verschiedenen französischen bischöflichen Ad-limina-Gruppen im letzten halben Jahr auf den Bischofsbrief beziehen würde. In seiner Ansprache vor den Mitgliedern der Apostolischen Region Süd-West am 25. Januar 1997 erwähnte Johannes Paul II. den Brief positiv als ein Beispiel dafür, wie die Gläubigen in den Diözesen Frankreichs zu einem intensivierten Engagement auf dem Gebiet der Evangelisierung ermutigt würden (vgl. Osservatore Romano, 26.1.97).

Außerdem befaßte sich der Papst mit

einem Anliegen, das auch ein zentrales Anliegen des Briefes bzw. des Berichts Dagens ist: Er wies darauf hin, daß die Ursachen der gegenwärtigen Veränderungen in der Kirche, allem voran des Rückgangs der Priesterzahlen und der praktizierenden Katholiken, „komplex“ seien. Die Einflüsse gesellschaftlicher Veränderungen auf die Gläubigen und die kirchlichen Gemeinschaften dürften hierbei nicht übersehen werden. Es dürfe nicht darum gehen, die „nostalgische Erinnerung an eine im übrigen nicht selten idealisierte Vergangenheit“ zu pflegen oder bestimmte Personen dafür individuell verantwortlich zu machen.

K. N.

Eine gewaltige Hypothek

Zaire im Übergang zur Nach-Mobutu-Ära

Nachdem das Mobutu-Regime zusammengebrochen ist, rückt die Frage in den Mittelpunkt, wie es im ebenso reichen wie daniederliegenden Zaire weitergehen kann. Sein großes Potential läßt sich nur mit ausländischer Hilfe erschließen. Die weitere staatliche Existenz hängt auch davon ab, ob es gelingt, den Zerfall des Landes in rivalisierende Einheiten aufzuhalten. Der Autor unseres Beitrags ist Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Afrikakunde.

Zaire, einst und jetzt wieder Kongo, ist ein geschundenes Land. Während der vergangenen 112 Jahre hat der mit 2,345 Millionen Quadratkilometern nach Fläche dritt- und mit 45 Millionen Einwohnern nach Bevölkerungszahl viertgrößte Staat Afrikas praktisch nur zwei für die Menschen wenig erfreuliche Perioden gekannt: Bis 1960 knechtete die Kolonialmacht Belgien Belgisch-Kongo. Seit 1965 beherrschte und plünderte der durch Staatsstreich an die Macht gelangte Diktator *Mobutu Sese Seko* während einer mehr als drei Jahrzehnte dauernden Regentschaft den 1971 in Zaire umbenannten Staat und seine Bevölkerung. In dieser Zeit fiel das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen in dem wegen unermeßlicher Rohstofflager potentiell sehr reichen Land 1995 auf das Rekordtief von 125 US-Dollar.

Mobutu machte den Staat zu seiner Beute, sein Regime verkam zur Kleptokratie: Während das Völkerrechtssubjekt Zaire beim Ausland Verbindlichkeiten von etwa 15 Milliarden US-Dollar und Zinsrückstände von über 2,5 Milliarden US-Dollar anhäufte, zweigte eine kleine Clique um den Herrscher ein Privatvermögen von ebenfalls etwa 15 Milliarden, nach alternativen Schätzungen sogar bis 60 Milliarden US-Dollar aus öffentlichen Mitteln ab. Das Raubgut wurde

auf Nummernkonten Schweizer und anderer ausländischer Banken deponiert, in prunkvolle Immobilien in Europa und Nordamerika investiert, bei Luxuseinkäufen im Ausland oder auf rauschenden Festen verpraßt.

Die Mittel für einen (Wieder-)Aufbau stehen bereit

Für die Bevölkerung hingegen blieb nichts zu feiern, ja nicht einmal genug zu essen übrig. Vor allem Säuglinge und Kleinkinder starben häufig an Hunger und Krankheiten. 120 von 1000 Neugeborenen überstehen das erste Lebensjahr nicht, für statistisch fast 200 von 1000 Kindern ist der fünfte Geburtstag unerreichbar. Armut, Not und der Zwang zur Improvisation bestimmten unter Mobutu den Lebensalltag der Menschen. Wirtschaft und Infrastruktur verfielen, soziale, schulische und medizinische Einrichtungen verkamen, die öffentliche Moral versank in einer unvorstellbaren Korruption.

Abgesichert wurde die Herrschaftsform der Kleptokratie durch einen willfähigen Repressionsapparat aus Militär,